

KLAUS FELDMANN

Verhörte Hörer

SPRECHER UND VERSPRECHER
AUS FUNK UND FERNSEHEN

EULENSPIEGEL VERLAG

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-359-01702-8

© 2016 Eulenspiegel Verlag, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag

Die Bücher des Eulenspiegel Verlags
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

Über dieses Buch

In mehr als 30 Jahren bei Funk und Fernsehen ist Klaus Feldmann über etliche Versprecher und Ungereimtheiten gestolpert, die *so* eigentlich nicht über den Äther gehen sollten. Nun öffnet er seine Schatzkiste, erzählt Anekdoten über Spaß und Ernst am Mikrofon, die geschätzten Kollegen von Schaumäker bis von Schnitzler und das Geschehen hinter den Kulissen.

Über den Autor

Klaus Feldmann, geboren 1936 in Thüringen, ist gelernter Buchdrucker und Journalist. Von 1957 bis 1963 war er Nachrichtensprecher beim Deutschlandsender des DDR-Rundfunks, von 1961 bis 1989 bei der *Aktuellen Kamera*. Die Leser der Programmzeitschrift *FF* dabei wählten ihn 14 Mal zum »Fernsehliebling«. Ab 1990 war er als Pressereferent, Redakteur und Sprecher u. a. für die DEKRA und Lausitz TV tätig. Heute ist Klaus Feldmann freiberuflicher Journalist und Moderator.

*Zur Erinnerung an meinen Lehrer, Kollegen
und Freund Helmut Pietsch und meine Kolleginnen
und Kollegen von Rundfunk und Fernsehen.*

Kleine Rundfunkgeschichte(n)



Es ist immer wieder beeindruckend, welche Entwicklung mit der Entstehung des Rundfunks einherging. Für mich persönlich bin ich sogar so vermessen, sie mit der Erfindung des Buchdrucks gleichzusetzen. Historiker mögen die Hände über dem Kopf zusammenschlagen ob solcher Anmaßung, aber für mich als Jünger Gutenbergs, also einem gelernten Buchdrucker und Journalisten, der seit seinem zwölften Lebensjahr das Mikrofon nicht mehr aus der Hand gelegt hat, machen beide Erfindungen mein Leben aus. Ob Heinrich Hertz, als er 1888 die Existenz elektromagnetischer Wellen nachwies, die ganze Bedeutung seiner Entdeckung erfasste, kann für mich nur Spekulation bleiben. Hertz erzeugte diese elektromagnetischen Wellen mittels elektrischer Funken, deshalb blieb es wohl auch bei dem Begriff »Funk«, und schuf so die Grundlage einer drahtlosen Nachrichtenübertragung.

Mehr physikalische Details kann ich nicht beisteuern, sie würden meinen technischen Horizont übersteigen, der nach wie vor Bewunderung und Erstaunen zulässt für die technischen Neuerungen bei modernen Medien. Täglich werde ich bei der Nutzung meines Mobiltelefons daran erinnert, wie kurzlebig Neuerungen sind. Während wir voller Begeisterung eine Novität nutzen, grübeln die Erfinder schon darüber nach, welche Steigerung es gibt, wie es besser gehen könnte, und graben ihrer Neuerung selbst das Grab.

Was die Entwicklung des Rundfunks in Deutschland angeht, scheinen zwei Daten von Bedeutung zu sein. Zum einen der 22. Dezember 1920. An diesem Tag gab es

die erste Rundfunksendung, die Übertragung eines Instrumentalkonzertes, von der Hauptfunkstelle in Königs Wusterhausen.

Der älteste Sendemast dort ist noch heute weithin sichtbar, wenn man auf der Autobahn A10 fährt und der Verkehr einen Blick in die Landschaft erlaubt.

Auf diesem Areal befindet sich jetzt ein Funktechnik-Museum.

Der Förderverein »Sender KW« kümmert sich um die Erhaltung der Einrichtungen auf dem Funkerberg, und gelegentlich gibt es Veranstaltungen auf dem Gelände, mit denen an die Geschichte von Rundfunk und Fernsehen erinnert wird. Die Fachgruppe DFF-Adlershof (Deutscher Fernsehfunk) hat auf dem Funkerberg eine ständige Ausstellung zu »39 Jahre Deutscher Fernsehfunk / Fernsehen der DDR« installiert.

Premiere hatte die Ausstellung im November 2002, anlässlich des 50. Jahrestages des offiziellen Versuchsprogramms des Deutschen Fernsehens am 21. Dezember 1952 in Berlin-Adlershof. Bekanntlich folgte die ARD erst am 25. Dezember. Die SED und vor allem die Stasi, so heißt es von neuzeitlichen Geschichtsschreibern, hätten von diesem Termin im Vorfeld gewusst. Da die DDR der erste deutsche Staat sein wollte, der ein offizielles Fernsehprogramm ausstrahlt, sei der eigene Termin vor das westdeutsche Datum gelegt worden. Die Wahrheit ist, dass der Tag des Sendebeginns der Geburtstag von J. W. Stalin war und dem großen Vorbild damit gehuldigt werden sollte.

Wie dem auch sei, ehemalige Mitarbeiter des Deutschen Fernsehfunks, der Studioteknik Fernsehen und zahlreiche Künstler gestalteten eine Ausstellung mit Bildtafeln, Plakaten und Requisiten wie dem Willi-Schwabe-Kostüm, in dem der Schauspieler des Berliner Ensembles *Die Rumpelkammer* präsentierte. Zu sehen ist auch der

aus dem 100. *Kessel Bunes* stammende Richterhammer, der in einer Gerichtsszene in zwei Teile zerbrach, als Alfred Müller mit einem kräftigen Schlag auf den Amtstisch Helga Hahneemann zur Ordnung rief und die, angesichts des zerbrochenen Amtsutensils, kaum die Fassung wahren konnte.

Die Ausstellung umfasst die Programmbereiche Publizistik, Sport, die Studios Rostock und Halle, Kinder und Jugend, Unterhaltung, Musik, Heitere Dramatik und Dramatische Kunst. Die Originalkostüme stammen aus den Fernsehwerkstätten und dem Adlershofer Fundus. Eine besondere Attraktion ist das Modell eines Fernsehstudios im Maßstab 1:10, das der ehemalige erste Beleuchtungsmeister im DDR-Fernsehen, Klaus Böttcher, geschaffen hat. Dazu kommen funktionstüchtige Fernsehtechnik mit einem Originalsender aus dem Berliner Fernsehturm und Informationen über verschiedene Produktionsstätten außerhalb Berlins wie das »Haus der heiteren Muse« in Leipzig. Und natürlich sind an vielen Tagen auch ehemalige Mitarbeiter des DFF in der Ausstellung anwesend, um Fragen der Besucher und einstigen Zuschauer zu beantworten. Ich selbst konnte dabei schon viele aufschlussreiche Gespräche führen, die bezeugten: »Es gab nicht nur den *Schwarzen Kanal!*«

Das zweite bedeutende Datum für den Rundfunk in Deutschland ist der 29. Oktober 1923. An diesem Tag wurde offiziell der deutsche Unterhaltungsrundfunk im VOX-Haus in Berlin eröffnet. Das Gebäude gibt es nicht mehr, Besucher des Potsdamer Platzes können sich jedoch eine Vorstellung vom ehemaligen Standort machen: Es befand sich etwa schräg gegenüber vom Weinhaus Huth.

»Achtung, Achtung, hier ist Berlin auf Welle 400 Meter«, gab der erste Rundfunksprecher Walter Krutschke bekannt. Damit war auch ein neuer Beruf geboren. Da

sich das Programm nach und nach ausweitete, wurden immer mehr Sprecher und Sprecherinnen benötigt, ebenso wie Menschen, die diese Sprecher aussuchten und Kriterien dafür zu finden hatten. Texte mussten geschrieben werden – so entstand ein neues Betätigungsfeld für Journalisten. Techniker für den Sendebetrieb wurden gebraucht. Auch dafür gab es neue Ausbildungen und schließlich sogar Studienmöglichkeiten.

Vor allem wollte das Programm des neuen Mediums geplant sein, sollten die anfangs wenigen, dann immer zahlreicheren Sendestunden gefüllt werden. Da »original« gesendet wurde – heute nennt sich das »live« –, brauchte der Rundfunk versierte Musiker und Schauspieler, die neben ihrer eigentlichen Tätigkeit gelegentlich im Rundfunk arbeiteten. Schallplatten kamen erst später zum Einsatz (die Entstehung von immer mehr Rundfunksendern beeinträchtigte die Herstellung der schwarzen Scheiben sogar negativ). So fand der Begriff »Mugge« seinen Eingang in das Künstlervokabular: »Musikalisches Gelegenheitsgeschäft«. Der Begriff ist heute noch geläufig, und aus eigener Erfahrung weiß ich, dass die Mugge heilig ist oder zumindest zu meiner aktiven Rundfunk- und Fernsehzeit war. Mugge ging vor Katastrophe! Wer eine Mugge hatte, mit dem wurde der Dienst getauscht. Da sich im Laufe der Jahre jedoch die Spreu vom Weizen trennte, hatten einige Sprecher mehr zu tun als andere, manche mussten völlig ohne Mugge auskommen – es entstand Neid, und die Bereitschaft, den Dienst zu tauschen, nahm ab.

Als sich später für die Rundfunksprecher neue Betätigungsfelder im Fernsehen auftaten, stieg deren Bekanntheitsgrad von einem Tag auf den anderen. Viele von ihnen waren Lieblinge der Hörer geworden, sei es durch ihre Originalität in der Programmansage, sei es durch den Klang ihrer Stimme. Denn das war ja ein entscheidendes

Kriterium für die Sprecherauswahl: Die Stimme musste Aufmerksamkeit hervorrufen. Danach schuf sich der Hörer sein Bild vom Sprecher: War er groß oder klein, schwächling oder korpulent? Sehr oft traf die Vision jedoch nicht die Wirklichkeit, und als mit öffentlichen Veranstaltungen und dem Aufkommen bebildeter Programmzeitschriften die bislang gesichtslosen Rundfunksprecher ein wenig mehr in die Öffentlichkeit gerückt wurden, sorgte so manches Konterfei für Erstaunen. Die Bewunderung blieb trotzdem, denn die Ansager und Sprecher beherrschten etwas, das für den Normalsterblichen nicht selten mit Schwierigkeiten verbunden war: fehlerfreies Ablesen und Sprechen von Texten.

Gelegentlich jedoch blieb der Hörergemeinde nicht verborgen, dass die Sprechgenies durchaus in der Lage waren, Zungensalat zu produzieren. Das sorgte, je nach Inhalt des zu verbreitenden Textes, mal für Peinlichkeit, mal für Heiterkeit. Natürlich versuchte der Sprecher, seinen Patzer zu vertuschen, vollführte regelrecht sprachliche Klimmzüge, um den verunstalteten Satz oder das missratene Wort wieder hinzubiegen. Das gelang nicht immer, und manchmal verschlimmbesserten die Korrekturversuche sogar den »Lapsus linguae«, wie sprachwissenschaftlich ein Versprecher genannt wird.

Nachrichtensprecher **Hans-Peter Weymar** war bei der Formulierung »Steigerung *des* Wiederaufbaus« ein »der« über die Lippen gekommen. Er wollte nun die korrekte Mehrzahl von Wiederaufbau bilden und gelangte so zu einer »Steigerung der Wiederaufbäue«.

Ähnliche Verrenkungen veranstaltete **Martin Thon** in einem Bericht über die Leipziger Messe. Bei dem Satz »In den Straßen Leipzigs herrschte *ein* reger Messeverkehr« sagte er »eine« und suchte nun in Hunderttausendstelsekunden nach einem weiblichen Hauptwort. Dabei kam

heraus: »In den Straßen der Stadt herrschte eine rege Messeverkehrsbetriebsregelung.«

Viele dieser Sprachpannen sind überliefert. Sie wurden von Kollege zu Kollege weitergegeben. Und eines Tages hat mein Lehrmeister und Freund **Helmut Pietsch** damit begonnen, sie zu notieren und in loser Blattsammlung an die Kollegen zu verteilen. *Schatzkästlein unfreiwilliger Komik am Mikrofon* nannte er sie, auch wenn später die Komik vor der Kamera dazukam. Hier konnte jeder mit Name und Hausnummer nachlesen, was die Mikrofonisten in einer bestimmten Zeit von sich gegeben hatten. Die Sammlung war natürlich nur möglich durch die Sichtung von Sendeprotokollen und die »Geständnisse« der Verursacher.

Mit viel Geschick und Überredungskunst gelang es Helmut tatsächlich, die Niederschriften zu vervielfältigen. Das war damals nicht so einfach wie heutzutage. Papier war knapp, und Kopien mussten über das aufwendige Ormig-Verfahren hergestellt werden, das nach der Berliner Firma Ormig benannt ist. Bei diesem sogenannten Spiritus-Umdruckverfahren wird zunächst eine seitenverkehrte Kopie des Originals hergestellt, um dann in mehreren Arbeitsgängen – zum Beispiel wird spiritusgetränktes Papier gegen die Kopie gepresst – wieder ein normales Schriftbild zu erreichen. Die Luft in den Redaktionsräumen war jedes Mal spiritusgeschwängert. Gemischt mit den Gerüchen des Gebäudes ergab sich der typische »Funkhaus-Duft«, den ich als Erinnerung bis heute in der Nase habe.

Wer etwas privat kopierte und sich dazu mit Heimlichkeit umgab, konnte schnell in den Verdacht geraten, etwas Verbotenes zu tun. Schließlich nutzten Gruppen des Untergrundes, Gegner des Staates, dieses Verfahren zur Herstellung von Flugblättern und Aushängen.

Ormig-Kopien wurden im Rundfunk vor allem für Produktionen genutzt, die eine größere Anzahl von Manuskripten erforderten, wie Hörspiele oder Dokumentationen. Vorsichtshalber wurde von den Manuskripten noch eine normale Kopie zur Archivierung angelegt, da die Farben beim Spiritus-Umdruckverfahren nach einer gewissen Zeit vom Licht zersetzt werden.

Als die ersten Exemplare von Helmut's Sammlung die Runde machten, lösten sie eine solche Begeisterung aus, dass die Redaktionen gern ein wenig von ihrem knappen Papierkontingent rausrückten und Sekretärinnen bereitwillig die Schreibarbeiten übernahmen. Die jeweilige, ohne feste Zeitfolge herausgegebene Sammlung von Versprechern bezog sich in den meisten Fällen auf Patzer aus einigen Wochen Sendetätigkeit. Als eines Tages der Vorsitzende des Staatlichen Rundfunkkomitees, Dr. Hermann Ley, ein Exemplar zu Gesicht bekam, soll er die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen haben, weil er annahm, die darin aufgeführten Versprecher seien das Ergebnis eines Sendetages. Nach der Aufklärung durch Helmut Pietsch konnte Ley sein Tagewerk kopfschmerzfrei wieder aufnehmen.

Helmut Pietsch war selbst einer der besten Nachrichtensprecher. Ich kannte ihn in dieser Tätigkeit bereits aus meiner Kinderfunkzeit beim Mitteldeutschen Rundfunk. Später unterrichtete er an der Rundfunkschule in Weimar und war dort mein Lehrer für Deutsch und Sprech-erziehung. Nach Auflösung der Schule ging Helmut nach Berlin zum Deutschlandsender und wurde da wiederum 1957 mein Ausbilder zum Nachrichtensprecher. Ich durfte sogar einige Zeit bei ihm und seiner Frau wohnen, als ich nach Berlin kam und es seine Zeit brauchte, ein Zimmer zur Untermiete zu ergattern. So wurde mir Helmut in den Folgejahren unserer gemeinsamen Arbeit zu

einem echten väterlichen Freund, der mir auch behilflich war, bei der DEFA als Sprecher für Dokumentarfilme Fuß zu fassen. Er war es außerdem, der mir in meiner Anfangszeit als Nachrichtensprecher über eine Phase der Verzweiflung und Niedergeschlagenheit half.

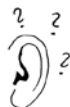
In meinem Buch *Das waren die Nachrichten* habe ich geschildert, wie ich mit Bravour begann und dann plötzlich kein Nachrichtendienst mehr glatt über die Bühne ging. Kollegen trösteten mich, dass das vorübergehe, sie hätten das alles auch durchgemacht. Das konnte trösten und war gut gemeint, geholfen hat es wenig, wenn ich im Studio meinen Platz vorm Mikrofon einnahm und der Gedanke von mir Besitz ergriff, dass nun Tausende zuhören und Ohrenzeugen meiner eventuellen sprachlichen Stümpereien werden würden. Die Konzentration gerät zur Überkonzentration, und schon ist der erste Versprecher passiert. Es war, als hätte mich eine Phobie erfasst.

Helmut fertigte ein großes farbiges Ohr aus stabiler Pappe an und steckte es auf mein Mikrofon. Ich solle mir nicht Hunderttausende Hörer vorstellen, sondern nur einen, dem ich die Nachrichten vortrage – meinen Vater, die Mutter, den Bruder oder irgendeinen Freund. Das half. Ein wichtiger Nebeneffekt war, dass ich durch diese Methode meine eigene, individuelle Art zu sprechen fand. Am Anfang des Berufes versucht man meistens, einem Vorbild nachzueifern, übernimmt dessen Art und Weise, Nachrichten zu sprechen, nähert sich seiner Diktion, ja, man wird fast zum Imitator. Die wiedergewonnene Sicherheit gab mir das Selbstbewusstsein, meine eigene Gestaltung zu finden. Weil Helmut Pietsch in dieser schwierigen Situation meines Berufsstarts im wahrsten Sinne des Wortes ein Ohr für meine Nöte hatte, kann ich heute im Großen und Ganzen auf ein erfülltes und erfolgreiches Berufsleben zurückblicken. Ich erhebe Helmut

nicht zum Idol, seinen Namen werde ich jedoch immer mit Dankbarkeit nennen.

Als ich mich dazu entschloss, viele der Versprecher in einem Buch zu verarbeiten, habe ich lange überlegt, ob ich, wie Helmut, die Delinquenten mit Ross und Reiter benennen kann und soll. Mein Ja dazu fiel eindeutig aus. Zum einen ist es nicht ehrenrührig oder bloßstellend, in diesen rundfunkgeschichtlichen Episoden benannt zu werden, zum anderen dient es auch der Erinnerung an Persönlichkeiten des Rundfunks, die zum Alltag der großen Hörergemeinde von Berliner Rundfunk, Berliner Welle, Radio DDR I und II sowie Deutschlandsender bzw. Stimme der DDR gehörten. Ich hoffe, das können die Nachkommen meiner ehemaligen Kolleginnen und Kollegen genauso sehen, denn ihre hier aufgeführten Ahnen genossen zu ihrer aktiven Sprecherzeit, trotz kleiner Pannen, hohes Ansehen in ihrem Metier.

Ich habe mich wohl verhört ...



Beginnen möchte ich mit dem Titel des Buches, der keine Erfindung von mir ist. Redakteurin **Marianne Hoebbel** verabschiedete sich von den »verhörten Hörern« der Sendung *Pulsschlag der Zeit* auf dem Berliner Rundfunk. Der war den Hörern tags zuvor von **Gisela Kleinert** als »Berliner Rundfunk« vorgestellt worden. Der Titel hätte aber auch lauten können »Sehr verhörte Hörer«, nach Lesart von **Herbert Guthke**, oder »Verkehrte Hörer«, nach einer Version von **Hannelore Wüst** auf dem Deutschlandsender.

Die Ankündigung des Senders war im Grunde genommen das, was bei Meldungen von Nachrichtenagenturen oder in der Zeitung die sogenannte Spitzmarke ist,

mit der einer Nachricht eine Information vorangestellt wird. In der Regel sind das Ort und Zeit des Ereignisses. Im Rundfunk verkündete der Sprecher wie ein Ritual die Stationsansage mit der Zeit, dem entsprechenden Sender, zu bestimmten Zeiten auch Welle und Frequenz, auf denen gesendet wurde, und seinen eigenen Namen. Letztere Information war nicht etwa der persönlichen Eitelkeit geschuldet, sondern gewissermaßen die Preisgabe der Adresse für Beschwerden der Hörer. Was später zur Qualitätssteigerung in der Industrie in die Losung »Meine Hand für mein Produkt« gepresst wurde und zu makabren Bemerkungen führte, wenn man einem Einarmigen begegnete, galt für die Rundfunksprecher von Anfang an. Qualität sollte einen Namen haben.

Wie das enden konnte, bekam auch **Marianne Haude** (nach ihrer Heirat Marianne Klußmann) einmal zu spüren. Marianne, bei den Kindern durch viele Sendungen des *Butzemann-Hauses* beliebt, war vor allem als Programmsprecherin bei Radio DDR tätig. Diesmal hatte sie ein Konzert mit beliebten Opernmelodien anzusagen. Als sie das bekannte Duett von Frau Reich und Frau Fluth aus *Die lustigen Weiber von Windsor* von Otto Nicolai ankündigte, landeten ihre Augen bei der Nennung des Komponisten eine Zeile zu weit oben, und sie dichtete die lustigen Weiber Gioacchino Rossini an. Marianne muss an diesem Tag sehr zerstreut gewesen sein, denn bei der Absage des musikalischen Disputs rutschte der Blick wieder in eine falsche Zeile, und nun schrieb sie die Oper Giuseppe Verdi zu.

Aufgefallen ist ihr das selbst nicht, aber dafür zahlreichen Hörern, die sogleich anriefen. Man konnte sich nur wundern, wie viele Hörer damals schon ein Telefon besaßen. »Unqualifiziert«, »fehl am Platze«, »keine Ahnung« und »unmöglich« lautete der Tenor der Anrufe, der sich in dreizehn Hörerbriefen wiederholte. Marianne Haude

wurde zum Intendanten befohlen. Das war zu jener Zeit **Wolfgang Kleinert**. In diesem Falle erwähnenswert, dass sein Bruder Generalmusikdirektor Rolf Kleinert war. Intendant Kleinert machte keinen großen Sermon, sondern ließ die »Opern-Kennerin« die Briefe selbst beantworten. Das war Strafe genug.

Ich möchte dazu noch anmerken, dass Rundfunkhörer und Fernsehzuschauer mit größter Vorsicht zu behandeln sind. Es ist wie bei Fußballfans: Sie wissen alles besser und wollen immer eine perfekte Leistung geboten bekommen. Sie tragen Fehler nicht nach, vergessen sie aber auch nicht. Ein falsches Wort in einem solchen Entschuldigungsbrief, ein Selbstbewusstsein, bei dem auch nur ein Hauch von Überheblichkeit mitschwingt, und der briefliche Kniefall ist völlig umsonst. Sie sind erledigt. Sie bleiben für immer der Amputierte, der seine Hand für sein Produkt gegeben hat.

Die Begrüßung durch die Sprecher glich mitunter einer regelrechten Anbiederung an die Hörerschar. Da wurde geliebt und verehrt, ja, sogar sehr verehrt, obwohl man dazu eigentlich die betreffenden Menschen kennen müsste. Doch die Jüngeren übernahmen die gestanzten Begrüßungsformeln von den alten Hasen, ohne lange darüber nachzudenken. Oder lehnte sich **Horst Gill** etwa dagegen auf, als er die Hörer wissen ließ: »Meine Damen und Herren, zunächst begrüße ich Sie herzlich zum Abendprogramm«? Variantenreich war Horst Gill auch: »Guten Morgen, meine, seine, sehr verehrten Hörerinnen und Hörer.«

Einige Sprecher schienen einen genaueren Einblick ins Privatleben der Hörer zu haben, etwa **Irmgard Lehmann**: »Guten Tag, meine Damen auf Herren.« Ähnlich geartet die Sprech-Fehlleistung von **Annerose Braumann**: »Guten Morgen, meine Samen und Herren.«

Die Sendernamen mussten ebenfalls einiges aushalten. **Johanna Völkel** sagte ganz überzeugt die »Mittelschwelle Werin« an. Auch **Günter Meyer-Brede** verunglimpfte seine Heimatstadt Schwerin mit der Ansage: »Der Sender Schwen bringt jetzt ein Eigenprogramm.« Ich mochte den etwas zur Vornehmheit und Zurückhaltung neigenden Günter. Umso überraschter war ich, als er mir eines Tages das vertrauliche Du anbot, denn im Falle von Günter Meyer-Brede war das wirklich eine Geste des Vertrauens und der Anerkennung.

Ich habe schon an anderer Stelle geschrieben und in meinen Lesungen darauf hingewiesen, dass Sprecher an Versprechern nie selbst die Schuld tragen. Um Ausreden sind sie nie verlegen, und Günter war ein Meister darin. Tatsächlich unschuldig war er jedoch bei der folgenden Episode. Er las die *Presseschau* zusammen mit **Olf Hauschild**. Der musste plötzlich niesen, drückte die Räuspertaste, verstreute seine Bazillen im Studio, ließ die Taste sofort wieder los, und so vernahm die Hörerschaft noch Günters Schreckensruf: »Na, Menschenskind!«

Günter Meyer-Brede ist auch der Schöpfer von: »Die Zeit: 12 Uhr 20. Sie hören Musik zur Unterholung.«

»Heizmaterial und Beleuchtung versteuerten sich«, kam ebenfalls über seine Lippen.

Den Berliner »Rundfunk« kennen wir ja schon. Bleibt uns, auch noch **Günther Deckwerths** Berliner »Rindfunk« kennenzulernen.

Hella Lehn begrüßte einmal »die Hörer der Ultrakurzwelle Jessen, die einen Kabelschaden hatten und sich deshalb unserem Programm anschlossen«.

Grete Böhme wollte die Hörer offenbar mit ihrer guten Laune mitreißen: »Hier sind der Deutschlandsender und der Berliner Rundschwung.«